

Zeitschrift: Pestalozziblätter
Herausgeber: Kommission des Pestalozzistübchens der Schweizerischen
Permanenten Schulausstellung
Band: 26 (1905)
Heft: 4

Artikel: Aus Benzenbergs Schilderung Pestalozzis und seines Besuchs bei
demselben in Iferten (Schluss)
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-917568>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 28.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Pestalozziblätter.

XXVI. Jahrg. No. 4. Beilage zur „Schweiz. pädagog. Zeitschrift“. Sept. 1905.

Inhalt: Aus Benzenbergs Schilderung Pestalozzis und seines Besuchs bei demselben in Iferten. (Schluss). — Ein Brief Pestalozzis an J. C. Lavater 1767. — Anzeigen.

Aus Benzenbergs Schilderung Pestalozzis und seines Besuchs bei demselben in Iferten.

(Schluss.)

In dieser Stimmung frass sich sein Hass gegen aristokratische Unterdrückung immer tiefer. — Die Revolution kam — er glaubte, dass Israel würde erlöst werden — er wollte dem Volke helfen — er ging nach Stanz und wurde Schullehrer bei den armen unglücklichen Kindern, deren Eltern im Kampfe gegen die Franzosen gefallen waren.

Pestalozzi hat viel gelitten. — Es ist hart für ein edles Gemüt, dem Gemeinen eine Blösse gegeben zu haben; da es dem Gemeinen — nur Schweigen entgegensetzen kann. Die Aristokraten fanden es allerliebste, dass ein Mann, der in Lienhard und Gerdraut so eine tiefe Menschenkenntnis gezeigt, — bei seinen Geschäften so wenig zeige, — und ungeachtet seiner schönen Fabrikkenntnisse nicht allein kein Vermögen zu erwerben, sondern das erworbene nicht einmal zu erhalten wisse.

Jean Paul sagt: Der grösste Dichter kann sein Werk nicht dem Widerspruche der gemeinsten Lippe entziehen; — dieses ist nicht hart. Aber gegen diese Lippe scheinbar im Unrecht zu sein, das ist hart. — Jene Menschenkenntnis, die in Lienhard und Gerdraut ist, ist mehr die geniale des Dichters, die die Geburt gibt, als die feine erworbene des Weltmanns. — Wer jene besitzt, ist vielleicht untüchtig zu dieser. Indes wird Pestalozzis Name noch von fernen Geschlechtern genannt werden, wenn jener ihre schon lange der Vergessenheit übergeben sind, und man sie weder in einem Taufbuche noch in einem Ratsbuche mehr findet. — „Nach den ewigen Toren der Vergessenheit drängt sich die Menge der Geschlechter — und die kleinen Denkmale auf ihren Gräbern. Nur der Fürsten strahlende Häupter und die Lorbeerkränze der Dichter und Weltweisen glänzen fernher aus der Nacht.“

Drei und zwanzigster Brief.

Yverdün, den 25. Oktober 1810.

Ich hatte gestern in der obersten Klasse das Problem des Schnellius von den vier Punkten gegeben. Ich konnte mit ziemlicher Sicherheit voraussetzen, dass es ihnen unbekannt war, da es eine Aufgabe aus der praktischen Geometrie ist, die gewöhnlich in der theoretischen fehlet. — Heute kam ein artiger Junge zu mir und brachte die Auflösung. Sie war völlig neu, er hatte sie also gefunden, und dass er sie klar durchsah, merkte ich selber bald, als ich ihm Einwendungen gegen den Beweis machte.

Diese waren nun freilich immer die besten Köpfe in der obersten Klasse, die diese Aufgaben lösten; — aber ich glaube nicht, dass dieses eine Einwendung sein kann, da es gerade Aufgaben waren, mit denen sich grosse Mathematiker beschäftigt haben.

Unter der Hand hatte ich mir ein paar ausgesucht, die am weitesten zurück waren. Von diesen wollte ich den Pythagoräischen Lehrsatz wissen. Den kannten sie nicht. Ich zeichnete ihnen die Figur auf die Tafel, und die Euklidschen Hülfslinien hinein. — Das wollte nicht gehen; sie hatten das zwar verstanden, dass das Quadrat der Hypotenuse so gross sein sollte, als das Quadrat der beiden Katheten, aber in die Figur wussten sie sich nicht zu finden. — Endlich wischten sie sie aus und zeichneten eine auf ihre Weise. Nach einer halben Stunde hatten sie den Beweis gefunden und jeder einen andern. Obschon sie beisammen sassen, so hatten sie doch nicht nach Schülerweise zusammen Rat gepflogen. Den Satz hatten sie natürlich schon gehabt, aber den Beweis wieder vergessen und sie fanden ihn also aufs neue. Ich glaubte, dass sie eine Lücke im Beweise gehabt hätten, — allein aus der Art, wie sie ihn verteidigten, sah ich bald, dass er schloss und dass sie den Boden sehr gut kannten, auf dem sie standen.

Für den Pestalozzischen Unterricht ist freilich keine Wissenschaft so günstig, wie Geometrie, weil sie alle Belehrung an sinnliche Eindrücke knüpft (Anschauung). Dann kann man nirgend so leicht die einfachen Grundelemente aufsuchen und mit diesen den Unterricht anfangen, als gerade in der Geometrie, mit Punkten, Linien und Winkeln. Und dieses ist das Wesen dieser *Elementarmethode*.

Auch für das Fortschreiten vom Einfachen zum Zusammengesetzten, welches sie hier durch *Abstufung* bezeichnen, ist die Geometrie äusserst günstig gebaut.

Dieses Fortschreiten geschieht *langsam*, — der Zögling wird lange an einem Gegenstand geübt, er soll wenig lernen, aber dieses gründlich. Vier Jahre werden auf die Anfangsgründe der Geometrie verwendet, ohne dass die Lehre von den Ebenen und Körpern noch gelehrt wird. Allein wie viel geometrischen Stoff ein Knabe in diesen geometrischen Übungen lernt, gilt gleich — und es wird nicht gefragt, ob er 6 oder 10 Kapitel in dieser Zeit durchgearbeitet hat.

Dann ist es hier Grundsatz, die Kinder alles *selber finden zu lassen* — sie sollen ihr Wissen selbstständig erwerben; — und hiefür ist die Geometrie wieder sehr günstig, weil in ihr das Erfinden so leicht ist, wegen der klaren Anschauung der Figur und wegen des stufenweisen Fortschreitens vom Leichterem zum Schwereren.

Nach der Geometrie ist die Rechenkunst für diesen Pestalozzischen Unterricht am günstigsten gebaut; weil bei ihr wieder Anschauung, wieder Aufsuchung der einfachen Elemente, wieder Fortschreiten vom Einfachen zum Zusammengesetzten möglich ist. — Hierin muss man die Knaben nicht exami-

nieren wollen, denn sie haben eher eine Aufgabe fertig gerechnet, ehe man sie selber kaum angefangen hat, und es ist schwer ihnen nachzukommen. Dieses ist theils eine Folge des Unterrichts, — theils eine Folge der jugendlichen Geschmeidigkeit des Geistes, theils eine der täglichen Übung. Nach zehn Jahren können sie dies auch nicht mehr mit dieser Schnelligkeit, allein eine Gewandtheit etwas schnell aufzufassen, werden sie immer erhalten; — und was mehr wert ist als dieses: Zutrauen zu ihrem eigenen Verstande. Sie werden bei Pestalozzi zu jeder Art von Papsttum verdorben.

Wenn man den Unterricht in der Mathematik gesehen hat, dann kennt man dasjenige, was so viele Leute Pestalozzische Methode nennen, ohne genau zu wissen, wovon die Rede ist. — Da die Sache so einfach ist und dem gesunden Menschenverstand so nahe liegt, so wäre es traurig, wenn sie ganz neu wäre — dieses ist sie auch wohl nicht. Für Pestalozzi ist sie ganz neu, denn der hat sie gefunden; er weiss wenig von dem, was früher geschehen ist. Allein dass man diese Methode irgend in der Vollkommenheit, in dem Umfange angewendet hat wie hier, das möchte ich bezweifeln.

Was die Erziehung betrifft, so herrscht hier der Grundsatz: dass man jeden Menschen werden lasse, wozu ihn Gott und die Natur bestimmt hat. Achtung für Individualität nennen sie es. Und das gedeiht denn auch Gott sei Dank so ziemlich, welches mich auch nicht allein wegen Pestalozzi, sondern auch wegen der guten Menschennatur gefreut hat.

In diesem republikanischen Gemeinwesen gedeiht alles sowie in jedem politischen, und in Freistaaten haben sich bekanntlich von jeher mehr Anlagen im Menschen entwickelt als in Monarchien, — auch wenn sie so vollkommen waren wie die in China und in ***. Der Mensch wird und lernt alles von selber, wenn er nur Hände und Füße regen kann, und ich glaube, in hundert Jahren hätte er sich die Geometrie wieder von vorne an erfunden, wenn alle Bücher und alle Akademien der Wissenschaften zu Grund gingen, und Niemand eine Preisfrage auf irgend eine Wahrheit setzte. — Überhaupt mögen der Wahrheiten wol nicht viele sein, die durch das Hebezeug der Preisfragen aus den tiefen Schachten des Verborgenen sind zu Tage gefördert worden

Die republikanische Verfassung der Pestalozzischen Lehranstalt ist dasjenige, was der Erziehung am günstigsten ist. — In einer solchen kann sich der Mensch am freiesten entwickeln. Bei der monarchischen, wo ihm der Lehrer von oben herab vorschreibt, was er tun und lassen, glauben und wissen soll — wird höchstens — wie Lichtenberg sagt, eine gute Schlafmütze aus ihm.

Pestalozzi hat keinen monarchischen Blutstropfen; — die Lehrer möchten vielleicht welche haben, aber das Gleichgewicht der Rechte und des Einflusses wird durch die verschiedenen Parteien erhalten, die sich hier, sowie in jeder Republik gebildet haben. Dass dieses mancherlei Streit und Widerwärtigkeit im Innern gab, ist leicht zu erraten, denn Republiken sind nie ruhig, solange sie nicht von einem vorzüglichen Kopfe beherrscht werden. Jeder Mensch,

auch der bessere, ist geneigt, sich soviel Ansehen und Rechte zuzueignen, als er vermag, und bei der guten Meinung, die jeder von sich selber hat, ist er nicht geneigt, freiwillig einen Teil davon an andere abzutreten, solange diese ihn nicht dazu nötigen. Sind in der Gesetzgebung eines solchen Freistaates die Pflichten und Rechte eines Jeden nicht genau abgegrenzt, — ist keine höhere Macht da, die darüber wacht, dass keiner kein Jota über das Gesetz gehe, so entstehen bald durch kleine Ungerechtigkeiten kleine Streitigkeiten — und durch sie Parteien, von denen jede Recht und jede Unrecht hat.

Dieses war nun besonders der Fall, als *Schmid* und *Niederer* beisammen waren, die beide in gleichem Grade heftig, ehrgeizig und talentvoll sind und von denen jeder der Anstalt gleich unentbehrlich zu sein glaubte. Jeder von ihnen wollte der erste nach Pestalozzi sein und unter seinem Namen herrschen; die Lehrer teilten sich in Parteien, und es gab so heftige Auftritte, dass die Welt sich darüber wunderte, wie Menschenbildner, — so hörten sie sich gerne nennen — deren Gedanken bloß auf das Wohl des Menschengeschlechts gerichtet wären, sich so vergessen und so heftig werden könnten.

Allein Parteien gehören wesentlich zum Republikanismus — und wenn Parteien da sind, dann geschieht nicht, was recht und fein ist. — Auch war nicht zu erwarten, dass man sich bei diesen Streitigkeiten so fein ausdrücke wie Hofleute, wenn die sich zanken. Schmid war ein Bauernjunge aus Tirol und die übrigen hatten sich auch durch die Kultur, wie Goethe sich ausdrückt, nicht sehr belecken lassen. Aber weil einer dem andern ganz unumwunden sagte, was er sei und was er von ihm hielte, so ist dieser Streit zwar heftiger, aber nicht so hämisch und hässlich geführt worden als ähnliche in der feinen Welt.¹⁾

Schmid und seine Partei verliess die Anstalt²⁾ — Niederer und die seinige blieb, und die Ruhe war wieder hergestellt. Dieses alles geschah einige Wochen vor meiner Ankunft.

Es hat mir leid getan, dass ich Schmid nicht persönlich kennen gelernt habe. Nach allem, was ich von ihm hier gehört und gesehen, ist er ein sehr interessanter Mensch. Er ist der Sohn eines Viehhändlers, und in seinem zwölften Jahre kaufte er schon für seinen Vater das Vieh, weil dieser sah, dass sein Sohn im Handel sich schlauer auf den Vorteil verstand, wie er selber. — So kam er zu Pestalozzi, von dem sein Vater gehört hatte und bei dem er ihn in die Schule tun wollte, damit er etwas lernen sollte. — Schmid wurde das Lernen sehr schwer; er hatte eine gewisse Ungeschmeidigkeit des Geistes, die man oft an vorzüglichen Köpfen findet, welche die Natur mehr zum Handel mit eigenen Artikeln, als zu Speditionsgeschäften angewiesen hat. — Er war katholisch und sehr devot. Er bat oft kniend die Jungfrau Maria, sie möge ihm doch behilflich sein, dass er die Einsicht in die Pesta-

¹⁾ Man erinnere sich, dass Benzenberg 1810, also vor 1816 schrieb.

²⁾ Austritt Schmid's 6. Juli 1810. Vgl. Morf IV, p. 233.

lozzische Methode bekäme. — Er sah sie schon damals als das Mittel an, in der Welt eine bedeutende Rolle zu spielen. Mit der Geometrie wollte es besonders nicht recht fort; überall schienen ihm Lücken zu sein, und er konnte nicht begreifen, warum Euklid gerade mit seinem ersten Satze den Anfang mache. — Er kam nun auf die Idee, die einfachen Elemente der Geometrie aufzusuchen, und zu sehen, was sich möglicherweise mit einer, zwei, drei, vier . . . geraden Linie machen liess, und die Eigenschaften der Figuren zu betrachten, die hieraus entständen.

Dieses Verfahren ist für den Unterricht sehr gut, weil es hier auf geometrische Übung des Geistes ankommt, und man im Unterrichte immer nur bei den Anfangsgründen der Geometrie stehen bleibt. — Aber für die Wissenschaft ist dieses Verfahren völlig ohne Wert, weil, wenn man es durch die ganze Geometrie durchführen wollte, man in eine solche endlose Weitläufigkeit gerät, dass niemand sich durchfinden könnte . . .

Es gibt drei verschiedene Gesichtspunkte, aus denen man die Mathematik ansehen kann.

Der erste ist der Pädagogische, wo man sie als Bildungsmittel für den jungen Geist ansieht — als schicklichen Stoff, um genaues und scharfes Denken zu üben. Man gebraucht hiebei nur die Anfangsgründe, und die Methode von Schmid ist, die endlose Weitläufigkeit abgerechnet, recht gut.

Der zweite ist der Theoretische, den man auch den Euklidischen nennen könnte. — Man sieht die Mathematik als ein Lehrgebäude an, dessen Wert vorzüglich in der zierlichen wissenschaftlichen Form bestehe, in der Strenge der Beweise, in der schicklichen Folge der Sätze. Eine Geometrie, die aus diesem Gesichtspunkte entworfen ist, wird der Form nach der Euklidischen gleichen — der Materie nach wird sie vollständiger sein, weil sie alle die Sätze noch enthält, die in den 2000 Jahren seit Euklid sind gefunden worden.

Der dritte ist der praktische Gesichtspunkt. Nach diesem beruht der Wert der Mathematik auf ihrer Brauchbarkeit im Leben; — auf der Anwendung, welche Wissenschaften, Künste und Gewerbe von ihr machen. — Eine Mathematik, die aus diesem Gesichtspunkte entworfen ist, wird nur die Lehrsätze aus der theoretischen aufnehmen, die eine Anwendung im Leben haben und nur diese beweisen. Sie wird daher zwar ebenso strenge, aber nicht so vollständig sein. — Da jede praktische Aufgabe sich auf verschiedene Weise lösen lässt, so wird sie immer die leichtere Auflösung der schwereren vorziehen, die mit gemeinen Rechnungen denen mit höhern. — Ihr Charakter ist das Nützliche, und dieses hängt von der allgemeinen Verbreitung der Wahrheiten ab, die im Leben gebraucht werden.

Jeder, der ein Lehrbuch der Mathematik schreibt, muss entweder für pädagogische, oder für theoretische, oder für praktische Zwecke schreiben. — Will er für alle zu gleicher Zeit schreiben, so verfehlt er alle. Durch die Vermischung dieser Zwecke sind die Tausende von mathematischen Lehrbüchern entstanden, von denen das eine immer sehr nahe dasselbe enthält,

was die andern enthalten; — und die alle gleich mittelmässig und gleich vortrefflich sind. — Nur wenige klassische Werke, deren Verfasser einen bestimmten Zweck im Auge hatten, machen hievon eine Ausnahme, wie z. B. Euklid.

Abends.

Das Einzige, was sich an dem hiesigen Unterrichte in der Mathematik vielleicht tadeln liesse, ist: dass zu viele Jahre darauf verwendet werden. — Die Kinder kommen zu früh hin, mit dem zehnten Jahr sind sie schon in den untersten mathematischen Klassen; — und nun haben sie jeden Tag, den grössten Teil des Morgens, Unterricht in der Mathematik, und das vier Jahre hindurch.

Auch hat man die Bemerkung gemacht, dass diejenigen, die erst im dreizehnten oder vierzehnten Jahre ganz roh und unwissend hinkommen, im ersten halben Jahre allen denen, die seit dem zehnten Jahre da waren, beikamen, und im nächsten halben Jahre ihnen voreilten. — Freilich ist völlige Unwissenheit und Roheit hiebei eine unerlässliche Bedingung. Kommt ein Knabe hin, an dem schon mancherlei Hofmeister ihre pädagogischen Experimente gemacht haben, — so geht es langsam, — denn dann gehören Jahre dazu, um ihn wieder in den Stand der Natur und der Unwissenheit zurückzuführen, besonders wenn es eben keine kräftige Natur ist. Auch hiervon waren Beispiele da.

Beim Lernen ist es wichtig, dass man eine Sache in der möglichst kürzesten Zeit lerne. Ausser der grössern Klarheit und Lebendigkeit, die hiedurch entsteht, gibt dieses ein grösseres Zutrauen zu seinen Kräften, und dieses Zutrauen vermehrt wieder diese Kräfte. Ein Knabe, der die Anfangsgründe der Mathematik in einem halben Jahre lernt, wird mehr Zutrauen zu sich selber haben, als ein anderer, der hiezu vier Jahre gebraucht hat. — Aber um etwas in einer kurzen Zeit zu lernen, ist es notwendig, es zur rechten Zeit zu lernen. — Man nehme nie die ganze Hand eines Kindes zu einer Sache, die es einige Jahre später mit dem Finger regiert. — Auch hindert das vielerlei Lernen zu gleicher Zeit das Fortschreiten in einer Sache, es mindert den Mut des Knaben, der durch nichts so sehr gefördert wird, als durch das Gefühl des Vorwärtkommens, besonders in dem Stein- und Gebeinreich der Sprachen, wo dieses sein einziger Lohn ist, wenn ihn der Himmel nicht etwa zu einem Philologen bestimmt hat, der die Sprachen liebt, um ihrer selbst willen.

Ich habe den Unterricht in der *Geographie* gesehen. Er beschäftigt sich wenig mit der politischen, sondern grösstenteils mit der physischen und mathematischen Kenntnis der Erde. Ich sagte heute dem alten Papa: „dass er ganz vortrefflich sei, indes, wenn ich einen Jungen hier hätte, so wäre es mir lieber, dass er keinen hätte als diesen.“ „*Schwig still*,“ sagte er, „*Du hescht en bösch Muhl*.“

Ich tadele an dem Unterrichte, *dass er für die Knaben zu gut ist*, — jede Wissenschaft hat ihr[en] Tabor, jede Kenntniss, wo sie den Schein der Verklärung annimmt — und auf diesem Tabor darf sie nur das entzückte Auge des Jünglings und des Mannes sehen. So die Sternkunde — so die Naturkunde — so die Erdkunde. — Man würde den Pädagogen kein gross Unrecht tun, wenn man ihre Kenntnisse in diesen drei schönen Fächern, — nicht durch ihre Tiefe definirte, sondern durch ihre Oberflächlichkeit. — Von allem wissen sie allerlei, das heisst, soviel sie in der Haushaltung gebrauchen, und da sie in *keiner* Kenntniss dasjenige besitzen, was man Tiefe nennt, so bekommen sie leicht den schönen Irrtum, dass sie glauben, dass sie in *allen* Tiefe hätten. — Sie machen sich mit dem Vorhandenen historisch bekannt, und da sie nicht ohne Talent und nicht ohne Fleiss sind, mit hinlänglichem Glück. — Aber die Tiefe der Grube kennt nur der Bergmann, der lange vor Ort gearbeitet hat; — und wenn er auch nur in wenigen Gruben, und wenn er auch nur in *einer* diese Tiefe erreicht —, so weiss er doch, was es heisst, das *Tiefste erstrecken*¹⁾; und dieses Gefühl verlässt ihn sein ganzes Leben nicht.

Lichtenberg sagte: „Wenn er sechs Wochen anhaltend ein Kapitel der Physik bearbeitet hätte, so käme ihm alles fade vor, was er darüber läse.“ Ich habe noch keinen Pädagogen getroffen, den dieses Gefühl der Fadheit in irgend einem Kapitel unserer Kenntnisse angewandelt hätte. Wer nicht vor Ort war, wer nicht das Tiefste erstreckte¹⁾, der wird nie dieses Lichtenbergische Gefühl haben.

Und das wäre es nun gerade, was ich meinem Jungen gerne unverdorben erhalten möchte: *Die Lust, vor Ort zu gehen und das Tiefste zu erstrecken*¹⁾, — die Lust am Glanze, den jede höhere Kenntniss auf dem Tabor ihrer Verklärung annimmt. — *Aber trunken kann nur der Jüngling werden.*

Geographie soll er lernen, aber nach alter Weise, schlecht und recht; wenn er weiss, dass es fünf Welttheile gibt, und dass Madrid die Hauptstadt von Spanien, London die von England, und Paris die von Frankreich ist, und diese auf dem Globus zu finden weiss, — so kennt er beinahe schon genug von der Geographie, und fast mehr als sein Vater. Den Knaben interessirt es mehr, zu wissen, wo die Franzosen und die Engländer wohnen, als den Zusammenhang der Gebirgszüge und die Flussgebiete der Ströme zu kennen. — Wenn er etwas in der politischen Geographie nicht weiss, welches er nicht gebraucht, so wird er sich darüber eben nicht grämen. Und wenn er es gebraucht, und er weiss es nicht, so weiss es *Gaspari* und der Globus, und mit Hilfe von dem sehr guten Register wird er es schon finden. . . .

In jedem Jünglinge, der mehr solarischer als planetarischer Natur ist, kommt eine Stunde, wo ihn das Wissen mit seinem Glanze überrascht, und das Göttliche der Kenntnisse trunken macht; — Wo die Wellen der Freude durchs bebende Herz gehen, und sein Auge glänzt und trunken ist von der Freude, dass Gott den Menschen sich zum Bilde geschaffen hat.

¹⁾ erstreben?

Vierundzwanzigster Brief.

Yverdün, den 28. Oktober 1810.

Seit ein paar Tagen liegt Schnee im Jura und die Bise kommt schneidend über den See. Aber doch ist es so angenehm in Yverdün, dass ich kaum an das Weggehen denken mag. — Das Herbstwetter macht es gesellig, — man versammelt sich gerne wieder um den Kamin, wenn man eine Stunde auf den benachbarten Hügeln oder an den schilfigten Ufern des Sees herumgelaufen ist. — Gewöhnlich sind wir jeden Abend beisammen, entweder im Schlosse, oder bei Herrn *von Türk*¹⁾, oder bei Prof. *Ladomus*²⁾ oder bei mir. — Die Gesellschaft hat sich seit gestern noch durch Herrn *von Buch*³⁾ vermehrt, den Schwager von Herrn von Türk. Auch ist seit einigen Tagen Herr *Niederer* von einer Reise zurückgekommen. — Dieses sind nun alles sehr verschiedenartige Menschen, mit denen sich aber sehr angenehm lebt, wenn man, wie Lessing, nichts dagegen hat, dass alle Bäume nicht einerlei Borke haben.

Als Herr *Niederer* mich zum ersten Mal besuchte, sagte er mir vieles über die höhere Ansicht, die bei der Menschenerziehung und selbst bei der Schmidtschen Mathematik zum Grunde liege, — welches ich nicht verstand. — Es schien mir, dass er die Pestalozzischen Ideen aus ihrer einfachen kindlichen Sprache eben nicht mit viel Glück in die der neuen philosophischen Schule übersetzte, von der der Apostel sagte: dass sie ein tönendes Erz und eine klingende Schelle sei. — Es kam mir auch oft so vor, als wenn er selber nicht alles verstände, was er sagte; — doch kann ich mich hierin irren

Herr *Niederer* kann wirklich mit einer solchen Salbung von der Methode sprechen, dass er einem den Glauben beibringen könnte, man kenne sie noch gar nicht. Allein da Pestalozzi wahrscheinlich selber die Pestalozzische Methode kennt, und man das, was er in seiner reichen und richtigen Sprache darüber sagt, so leicht und so gern versteht, so habe ich mich — dabei beruhigt. — Goethens Leibsprüchlein hat freilich auch mit dazu beigetragen:

Die Menschen glauben oft,
Wenn sie nur Worte hören,
Dass sich dabei doch auch
Was müsse denken lassen.

Auch den Natur-Philosophen geht es wie klugen Wirten, die gerne trüben Wein in dunkeln Gefässen aufsetzen (Jean Paul hat diese Bemerkung nicht von mir)

¹⁾ Wilhelm von Türk (1744—1846), bei Pestalozzi 1804 und 1808—10, später in Oldenburg, Frankfurt a. O. und Potsdam; zur Zeit seines Aufenthalts in Iferten stand er einer gesonderten grösseren Privatpension vor. Vgl. P.-Bl. 1902, p. 52.

²⁾ Ladomus, J. Friedr. (1783—1854), Professor in Karlsruhe.

³⁾ Christian Leopold von Buch (1774—1853), der bekannte Geognost.

Bei der grossen Freiheit des Geistes, bei der Achtung für Individualität, welche die Methode lehrt, kann es einem die Methode nicht übel nehmen, wenn man so frei seine Meinung über sie sagt, wie sie über andere; überhaupt haben diese Lehren, die sich auf freie Untersuchung gründen, das Gute, dass in ihnen, so wenig wie im Protestantismus, ein Papsttum entstehen kann, so lange sie nur irgend konsequent bleiben.

Ich habe auch gefunden, dass dieses freie Äussern seiner Meinung über das, was einem gefällt und was einem nicht gefällt, sehr gut aufgenommen wird. Ein paar beschränkte Köpfe vielleicht ausgenommen; — aber diese sind in allen Systemen ängstlich und zurückstossend, und sind dieses immer wegen ihrer Armut. — Der alte Papa wird die auch nie mit seiner Lehre ändern, denn die Natur hat diese ebenso zum Papsttum bestimmt, wie den Galiläi zum Pestalozzianismus.

Ich habe nur um zweierlei gebeten: erstlich sich auszudrücken, wie andere ehrliche Leute; — die Sachen, die sie vorzutragen hätten, könnten selbst, wenn sie auch noch so sublim wären, in unserer reichen Muttersprache immer vorgetragen werden, und ohne ein neues Wort zu gebrauchen. — Dass man die scharfsinnigsten Sachen in dieser Sprache sagen könne, wenn man die Sprache verstehe und, was eine Hauptsache ist, *wirklich etwas Scharfsinniges zu sagen habe*, dies haben Lessing, Lichtenberg und Goethe gezeigt; — dass aber unsern neueren Philosophen dieses zu schwer sei, das käme aus zwei Gründen, wovon man den zweiten nicht zu nennen brauche, sobald man den ersten wisse

Die zweite Bitte betraf die Polemik. Ich glaubte bemerkt zu haben, dass sie zu empfindlich gegen gedruckte Urteile wären, und dass sie zu leicht voraussetzten, dass andere Gründe als die der Überzeugung diese veranlasst hätten. — Hierüber sich gedruckt zu erklären, riet ich ab, teils des Missverständnisses wegen, und teils weil es nur Kleinigkeiten seien und man über Kleinigkeiten nie streiten müsse. — Auch sei die Pestalozzische Lehre von der Welt mit so viel Liebe und Wohlwollen aufgenommen worden, wie sich fast noch keine Lehre zu erfreuen gehabt hätte, die so berühmt geworden wäre wie diese

Abends.

Man erwartet jetzt die Schrift von Schmid¹⁾ über Institute gegen Institute. — Er wird sie Pestalozzi zuschicken, der, so weh ihm auch Schmid getan hat, doch noch mit Liebe an ihm hängt. — Es ist ein grosser Verlust für die Anstalt, dass er wegging. Seine Lebhaftigkeit, sein Eifer für die Sache riss in allen Klassen Schüler und Lehrer mit sich fort.

Ich bin diesen Nachmittag mit Herrn von Türk und seinen Knaben nach dem Jura gewesen. Es wurde viel über Erziehung gesprochen. Auch Herr von Türk war der Meinung, dass in den meisten Fällen die Erziehung im

¹⁾ Die von Schmid schon vor seinem Abgang aus dem Institut in Aussicht gestellte polemische Schrift über Erziehung, Institut und Schulen (Heidelberg, 1810.)

elterlichen Hause ungleich heilsamer sei als im Institut; und dass es nur wenige Fälle gebe, wo die Kinder bei den Eltern schlechter aufgehoben wären, weil sie entweder verzärtelt oder tyrannisirt oder mit der vornehmen Lebensweise zu frühe bekannt würden. — Nur sei das immer übel, dass die Eltern verlangten, dass die Kinder in den Instituten recht früh recht viel lernen sollten, und die Geduld nicht hätten, die rechte Zeit des Lernens abzuwarten.

Aber das ist es eben: wenn die Erziehung und der Unterricht in einer Anstalt recht gut ist, dann fällt dasjenige, was Erziehung und Unterricht gibt, so wenig in die Augen, dass den Eltern das viele Geld dauert, das sie dafür ausgeben. — Hingegen liegt in jeder Dressur etwas, was die Menge leicht begreift und bewundert. — Mir scheint, dass die Knaben bis zum zwölften oder dreizehnten Jahre nirgends besser sein können, als bei den Eltern — sie haben sonst nirgends ein Kindergärtchen oder einen Kinderteich, von dem sie sagen können, dass er ihr ist und dass sie ihn angelegt — und hinter keinem Ofen ist ein so warmes heimliches Plätzchen, als hinter dem Elterlichen, wenn sie sich zu der Mutter auf die Erde kauern. — Eine Kindheit voll Liebe und Träume ist der günstigste Boden für das Gedeihen des jungen Herzens — das hier den Nahrungssaft einsaugt, von dem es sich noch in späten ernsten Jahren ernährt. — Wie viel oder wenig das Kind lernt, gilt völlig gleich — und es ist besser, dass es im zwölften Jahre bloss lesen und schreiben kann, als dass es etwas zu früh oder auf die unrechte Weise gelernt hat.

Aber mit dem zwölften oder dreizehnten Jahre kommen die Knaben in die sogenannten Flegeljahre — wo sie Gott und Menschen wenig Freude machen, wo viel an ihnen ermahnt und moralisirt wird, und wo das alles nichts hilft. Dann ist es gut, dass sie in die Welt kommen, und unter ihresgleichen; sie sind dann schon reif für die bürgerliche Verfassung, welche gleich entsteht, sobald eine Anzahl freier Knaben beisammen sind. Und dann weiss ich wirklich nicht, wo ich einen Jungen lieber hinschicken möchte, als zu Pestalozzi seinen hundertfünfundzwanzig. — Wenn er auch von der Mutter ein wenig verzärtelt ist, so lernt er hier in den ersten drei Wochen, und ohne dass ein Mensch sich die Mühe nimmt, es ihm zu sagen, dass hartes Lager und rauhe Kost gesundes Blut gibt, — dass man verträglich sein muss und Keinem Unrecht tun, — weil man sonst was aufs Fell bekommt, — dass das Ansehen, welches man in jeder bürgerlichen Verfassung geniesst, von der Ausführung abhängt, und dass einem Küchenpeterchen von jedem auf der Nase getrommelt wird, der es für gut findet, — dass einer, der einmal unten durchkriecht — immer niedergehalten wird, und dass da, wo der Zaun am niedrigsten ist, jeder hinüberspringt.

Wenn ein Knabe zur rechten Zeit von einem andern geprügelt wird, so ist ihm das heilsamer, als wenn er das Campesche Elementarwerk von vorne bis hinten durchliest — besonders wenn noch ein anderer Knabe sich die Mühe nimmt, ihm die Sache aus dem allgemeinen Völkerrechte zu erklären,

und ihm zeigt, dass das ein hergebrachter Gebrauch sei. — Für die Gesetze des Herkommens sind Kinder und Weiber früher empfänglich, als für die unmittelbar aus der Moral und dem Naturrechte abgeleiteten, — und sie schliessen gerne von dem, was allgemein geltend ist, auf das, was allgemein gültig ist.

Was mir hier sehr wohl gefallen hat, ist, dass dieser Knabenstaat seine eigene innere Polizei hat, die er selber handhabt und um die sich niemand bekümmert. — Kein Knabe trägt was bei den Lehrern an; von den grössern wird alles gerichtet und geschlichtet, wie es recht und bräuchlich ist. Wenn ein kleiner von einem grössern geprügelt wird, so prügelt ein noch grösserer diesen wieder und macht ihm so auf eine fassliche Weise begreiflich, was *Grotius* in seinem berühmten Werke *de jure belli et pacis* vom Rechte des Stärkeren lehrt. — Wenn bei einer solchen Anwendung des Naturrechts drei Knaben einerlei Meinung sind, so wird der vierte von dem, was diese drei als Recht aufstellen, ungleich lebendiger überzeugt, als wenn alle Erzieher von Dessau bis Yverdün ihn dasselbe versicherten.

Was bei dieser Art von Erziehung, die das Leben gibt, ein Hauptvorteil ist, ist: Dass sie *mit dem Leben aus einem Stücke besteht*; auf der Universität geht es ebenso nach dem Yverdünschen Paradigma, und dieselben Grundsätze des Naturrechts und der bürgerlichen Verfassung, die hier gelten, galten da. — Kommt der Jüngling von der Universität endlich ins Leben, so findet er, dass es da gerade so geht wie in Yverdün: dass die Annehmlichkeiten des Lebens grösstenteils von der guten Meinung abhängen, die unsere Mitbürger von unsern Kenntnissen, von unserer Rechtlichkeit und von unsern Begriffen von Ehre haben; — und dass jeder soviel Ansehen in der Gesellschaft erhält, als er zu verdienen weiss.

Das Erziehen der Knaben ist bei weitem so schwer und so künstlich nicht, als viele Erzieher uns wollen glauben machen; und das Unterrichten ist es ebensowenig. Es geht den Erziehern aber wie den Forstleuten; sie machen den Baum der Erkenntnis zu ihrem Brodbaume, und schreien über Holz-mangel, damit sie selber keinen Brodmangel haben.

Die Natur hat in jeden Knaben eine solche Fülle von Gesundheit und Lebenslust und Wissbegierde gelegt, dass sich alles, was in ihm liegt, grösstenteils von selber entwickelt, und dass selbst Fehler, die er begeht, sich von selber wieder verbessern, — sowie, nach *Blumenbach*, verstümmelte Glieder durch den innewohnenden Bildungstrieb sich wie Polypen ergänzen. Ohne Diätetiker bleiben sie gesund bei allem, was sie tun, um krank zu werden; — wenn dieses nicht wäre, so wäre nach den Sterbelisten im zwanzigsten Jahre mehr wie die Hälfte der Gebornen todt, — auch wenn jedes Dorf einen Physikus und eine Apotheke hätte. Dass es in der Welt noch so leidlich gesund und vernünftig hergeht, muss man nicht auf Rechnung der Ärzte, der Pädagogen und der Professoren setzen, sondern bloss auf die Güte der Menschennatur, und dass unser Herrgott am sechsten Tage gesagt: *dass alles gut sei*.

Sobald wir indess mit unsern medizinischen, philosophischen und pädagogischen Systemen ganz auf dem Klaren sind, so werden wir die Weltregierung hoffentlich völlig übernehmen können, und dann wird freilich alles viel systematischer und besser gehen als jetzt. — Es werden dann keine kranke, keine unwissende, keine bösen Menschen mehr sein. — Kurz, wie es dann gehen wird,

Ist in Moralsystemen

Ausführlich zu vernehmen.

Nicht gleich zu allen dringet,

Und sorgt, dass nie die Kette bricht

Einstweilen, bis den Bau der Welt

Erhält sie das Getriebe,

Doch weil, was ein Professor spricht,

So übt Natur die Mutterpflicht,

Und dass der Reif nicht springet.

Philosophie zusammenhält,

Durch Hunger und durch Liebe.

Fünf und zwanzigster Brief.

Neufchatell, den 1. November 1810.

Ich habe das geliebte Yverdun verlassen. Pestalozzi hat mich bis hieher begleitet. Wir sind noch ein paar Tage hier zusammengewesen und haben in einem Hause und auf einem Zimmer gewohnt.

Pestalozzi ist sich immer gleich. In jeder Nähe findet man den Verfasser von Lienhard und Gerdraut; — bei welchem Wort und Leben nur ein Ganzes machen. Sein fröhlicher Ernst macht das Sein mit ihm angenehm — so angenehm, dass man sich kaum von ihm trennen kann. Er ist heute wieder zu den Seinigen zurückgekehrt...

Ein Brief Pestalozzis an J. C. Lavater 1767.

Das Original des nachstehenden Briefes ist dem bei der Stadtbibliothek Zürich aufbewahrten Lavater-Archiv entnommen. In diesem Schreiben erstattet Pestalozzi Bericht an J. C. Lavater über dessen jüngern Bruder, der damals, wohl in der Lehre als Goldschmied, in Biel lebte und für seine Angehörigen wegen seines sittlichen Verhaltens eine schwere Sorge bildete, daher wohl auf Wunsch derselben der 1767/1768 bei Tschiffeli in Kirchberg (Bern) sich in der Lehre als Landwirt aufhaltende Pestalozzi mehrmals nach Biel ging, um zu versuchen, den „verlorenen Sohn“ wo möglich auf bessere Wege zu bringen. Beispiele solcher Tätigkeit innerer Mission sind unter den jungen Zürchern jener Generation nicht ganz selten; man vgl. P.-Bl. 1898 ff. p. 42 die Briefe Menalks, P.-Bl. 1886 p. 66 ff. den daselbst veröffentlichten „jugendlichen Sittenbrief an Pestalozzi“, und das, was von Frau Zehnder-Stadlin in ihrem „Pestalozzi“ überhaupt aus dem Leben der damaligen jungen Leute p. 205 ff. erzählt ist.

Es handelt sich im vorliegenden Fall um den jüngsten Bruder J. C. Lavaters, *Heinrich Lavater*, geb. 29. März 1747, dessen Entwicklung und Schicksale sich sowohl damals als später vielfach in entgegengesetzter Richtung zu